

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-339613](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339613)

befangen und lebensfroh an, und aus diesen Sternen leuchtete eine grosse, treue Seele.

Da fanden sich ihre Hände. Und als der Verzweifelte die Wärme fühlte, das Leben, das aus dieser kleinen Hand in sein Blut floss, klärte sich sein Gesicht auf, seine Augen bekamen einmal wieder einen Glanz.

Und das Nanettle sprach weiter: »Seht ihr, nicht das kleinste Mücklein lebt allein, lugt, wie sie sich immer wieder aufsuchen, die Mücklein, die Ameisen, die Vögel, um miteinander zu leben. Und so gehört auch der Mensch unter die Menschen. Keiner erträgt die Einsamkeit auf die Länge, ohne zu verkommen an Leib und Seel. Und gerade ihr, Franz Guth, habt nicht das Recht, euch von den Menschen abzusondern, ihr habt im Gegenteil die Pflicht, euer Talent der Kunst zur Verfügung zu stellen.«

Und wieder sah er ihr in die Augen. Nun ging eine Wandlung in ihm vor, wie ein Erwachen kam es über ihn.

Da erhob sich Nanettle, nahm ihn bei

der Hand und führte ihn ins Städtle, ins Leben zurück.

*

Franz Guth wurde ein Meister. Das Tanner Münster verdankt ihm manch schönes, steinernes Meisterwerk. Eine Figur am Münster soll sogar die Züge seines jungen Weibes, des Nanettle, aufweisen.

Der steinerne Hund bellt heut noch auf dem Dach über dem grossen Schiff des Münsters, obschon der Tyrann in Asche zerfallen, längst auf dem kleinen Friedhof seines Heimortes Hagenbach ruht und das stolze Schloss nur noch eine Ruine ist, über der Gras und Unkraut wächst.

Sic transit gloria!

An Stelle des primitiven Brunnleins im »dritten Boden« des Fichttannenwaldes aber steht heute ein schöner, eingefasster Brunnen, der immer noch das »Güethebrinle« genannt wird, dessen Namen wohl mit der Leidensgeschichte des »Güethefranz« im Zusammenhang steht.

Steinby

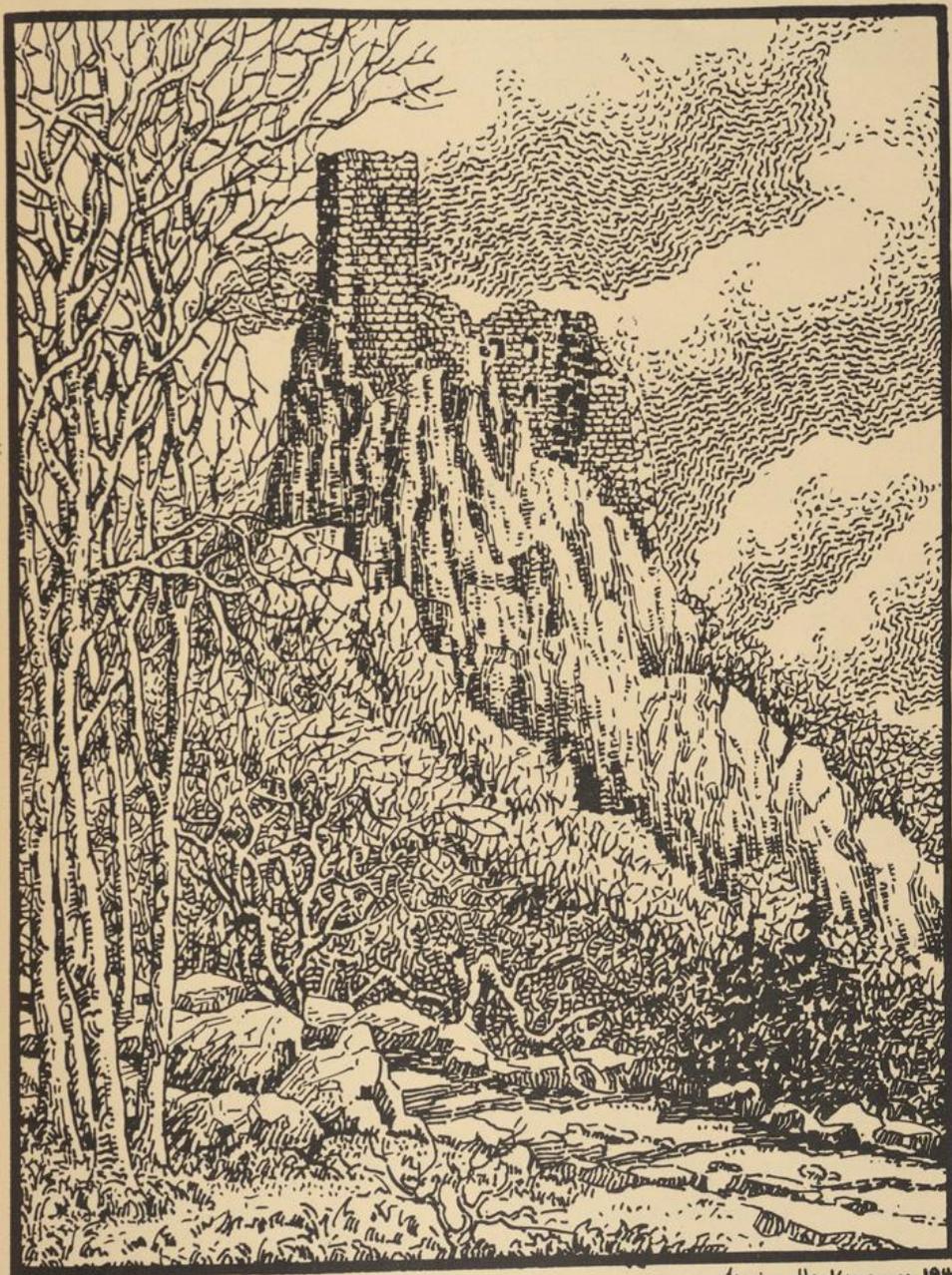
E still, klei Tal, wu dunkle Tanne traime,
E Pfad, wu d'Sunne druf Goldtupfe molt,
Wu g'heimnisvoll 's Steibächle vu eneime
Wit üs de Bärge iwer d'Felsstei drohlt.

Dert uf däm kleine Stickle Heimetbode,
Ueswägs vu Menschebräschte, Ardeleid,
Hann ich gar mänkmol an de Rätzel g'rote
Vu dr Natür un vu dr Ewigkeit.

Ich hann in triewe und verklärte Stunde
In's Friejhohr briedelt un in d'Summerpracht,
Un wenn dr Herbscht hat s' Ràblaüb a'gezunde,
Wenn d'miede Tàg sinn zottelt friehj in d'Nacht.

Wer kan die Wunder àcht erlickre, fasse
Wu ahne mir, dr Kopf wird schwär un mied,
Doch boll schloft d'Sähnsucht i un düss un g'lasse
Wird üs'm Traum als, weiss Gott wie, e Lied.

Viktor Schmidt.



Ruine Girsberg im Ober-Elsass.

Alwin Heckmann 1940.

MA
1912

Ein

Dr. Robert

Es ist ge
sagt, dass
im Chef d
und Obersta
Dr. Robert
ist, die in
soweit w
den Feind
aus
stert w
Kriegsgebe
Kriegsgebe
1919/
sich ihm
bringen
deutsche
gen, ans i
denbüch
Kammerar
Kriegsverb
grosse den
mit zu pf
dem gar
wissenschaft
ge, unter
Kriegschr
Kriegschr
Kriegschr
und Altie
neig in
Verleumd
haben di
Kriegschr
spieler,
als sie H
Du di
in den
gegen
Kriegsver
der Ein

MÄNNER VOM OBERRHEIN



Ein Kämpfer für seine Heimat

Dr. Robert Ernst, Generalreferent u. Oberstadtkommissar von Strassburg

Es ist gewiss keine Uebertreibung, zu sagen, dass der heutige »Generalreferent beim Chef der Zivilverwaltung im Elsass« und Oberstadtkommissar von Strassburg, Dr. Robert Ernst, zu den Männern gehört, die in der hinter uns liegenden Franzosenzeit während zwei Jahrzehnten von allen Feinden eines gesunden, lebendigen Elsass aufs feindseligste beföhdet und begeifert wurden. Seitdem der als Flugzeugbeobachter schwer verwundete Weltkriegsoffizier als Student im Winter 1919/1920 begonnen hatte, die gleich ihm aus dem Elsass oder Deutschlothringen stammenden Studierenden an deutschen Hochschulen von Tübingen aus in »Elsass-Lothringischen Studentenbünden« zu sammeln und in Zusammenarbeit mit allen grossen Akademikerverbänden die Erinnerung an die grosse deutsche Kulturleistung seiner Heimat zu pflegen und zu vertiefen, — seitdem gar der junge Doktor der Staatswissenschaften 1923 in Berlin die stets gut unterrichtete und kämpferische Monatschrift »Elsass-Lothringen/Heimatstimmen« geschaffen und die Altelsässer und Altlothringer im Reich etwa gleichzeitig in einer »Alt-Elsass-Lothringischen Vereinigung« zusammengefasst hatte, sahen die Franzosen und ihre Assimilationshelfer in ihm einen der Hauptgegner, den sie um so mehr fürchteten, als sie ihm ja nicht beikommen konnten.

Da die »Heimatstimmen« schon in den ersten Wochen ihres Erscheinens wegen »Gefährdung der inneren und äusseren Sicherheit Frankreichs« (!) von der Einfuhr — trotz der Parole von der

»Presse- und Meinungsfreiheit« — abgesperrt worden waren, konnte die französische Elsasspropaganda über Dr. Ernst und seine Zeitschrift die dümmsten und verlogenen Geschichten verbreiten und ihn zum geheimen Drahtzieher und Geldgeber aller heimattreuen Bestrebungen hinstellen, um diese dadurch als landesverräterischen Separatismus erscheinen zu lassen. Diesem Ziel diente namentlich auch die Einbeziehung des im Reiche lebenden Elsassers Robert Ernst in den Komplottprozess vom Mai 1928 gegen den Autonomismus und seine Verurteilung — übrigens gemeinsam mit Dr. Karl Roos — in einem erbärmlichen Abwesenheitsverfahren zu schwersten Freiheits- und Ehrenstrafen.

1933 vermochte Dr. Ernst die verschiedenen landsmannschaftlichen Vereinigungen im Reich unter seiner Führung zu einem einheitlichen »Bund der Elsass-Lothringer im Reich« zusammenzufassen. Um die gleiche Zeit trat er auch in der allgemeinen volksdeutschen Arbeit immer mehr in den Vordergrund, so im »Deutschen Schutzbund für Grenz- und Auslandsdeutschtum« und dem aus ihm hervorgegangenen »Volksdeutschen Klub«, so einige Jahre hindurch als stellvertretender Bundesführer des »VDA« (Volksbund für das Deutschtum im Ausland), bei der Umgestaltung des Stuttgarter »Deutschen Ausland-Instituts« und nicht zuletzt durch den »Bund Deutscher Westen«, der die Verbände der Elsass-Lothringer, Eupen-Malmedyer, Badener, Saarländer, Pfälzer und Rheinländer für Westarbeit zusammenführte.

In den Jahren vor dem neuen, von Paris gemeinsam mit London entfesselten Kriege ist von denen, die auf eine blutige Auseinandersetzung mit dem erstarken Reich hinarbeiteten, im elsässischen Grenzland, wie bekannt, auch zum zweiten Male der 1928 gescheiterte Versuch



Dr. Robert Ernst

Aufn.: Carabin

unternommen worden, die autonomistischen Führer als «Agenten des Auslandes», als »Hitleragenten« und »Goebbelsstipendiaten« anzuprangern, um auf sie die verschärften Dekrete über Spionage und Landesverrat anwenden zu können. So wurde auch die elsass-lothringische Arbeit im Reich, mit ihr in erster Linie Dr. Ernst, bekämpft, als ob er schuld daran sei, dass es nicht zu jener deutsch-französischen Verständigung kam, die das unter der Kriegsdrohung wirtschaftlich und seelisch besonders leidende Elsass unter Hinweis auf die sonst unvermeidliche Katastrophe mahnend forderte.

Jetzt ging man auch wieder dazu über, Dr. Ernst sogar seine elsässische Abstammung zu bestreiten; er sei einer von den »Deutschen«, die nach 1918 das Elsass hätten verlassen müssen. Nun, inzwischen haben ungezählte Elsässer selbst gemerkt, dass das eine lächerliche Behauptung war. Denn mit den ersten deutschen Truppen, die im Juni 1940 über den Oberrhein gin-

gen, kam auch Dr. Robert Ernst als Major der Luftwaffe in seine Heimat zurück. Der vom Führer zum Chef der Zivilverwaltung im Elsass berufene Reichsstathalter und Gauleiter Robert Wagner, der ihn und seine Arbeit seit Jahren kannte, berief ihn zu seinem »Generalreferenten« und bestellte ihn gleichzeitig zum Oberstadtkommissar von Strassburg.

In den seither vergangenen Monaten hat Dr. Ernst in dieser doppelten Eigenschaft, darüber hinaus in zahllosen Kundgebungen zu beiden Seiten des Oberrheins, in den verschiedensten Organisationen, bei Empfängen namhafter Männer aus dem Reich und in ungezählten Einzelbesprechungen gezeigt, wie gut er das Elsass und die Elsässer innen und aussen kennt. Seine schon in den vorhergegangenen Jahrzehnten bewiesene ungewöhnliche organisatorische, rednerische und publizistische Begabung haben sich in seiner ausserordentlich vielseitigen Arbeit glänzend bewährt. Auch die Schaffung eines »Elsässischen Hilfsdienstes«, der schon in den ersten Wochen der neuen deutschen Zeit das ganze Land mit einem dichten Netz von Vertrauensmännern und freiwilligen Helfern überzog, war sein Werk. Es lag in der gleichen Linie wie seine ganze Arbeit. Die Elsässer sollten zeigen können, dass sie sofort beim Werk des Wiederaufbaus am Oberrhein entschlossen mitarbeiten wollten. Das Vertrauen, das der Chef der Zivilverwaltung dem Elsass von Anbeginn bekundet hat, ist gerechtfertigt worden. Es ist auch die beste Rechtfertigung der mehr als zwanzig Jahre hindurch unter oft innen- und aussenpolitisch schwierigen Verhältnissen geleisteten heimatverbundenen Arbeit Dr. Ernsts, der unermüdlich dafür eintrat, im Reich Verständnis für die aus schwerer, wechselvoller Geschichte erwachsene elsässische geistig-seelische Sonderart zu wecken. Die Kenntnis des neuen Reiches, dessen Werden und Wachsen er als »Elsässer im Reich« im Innersten miterlebt hat, gibt ihm heute andererseits auch die Möglichkeit, dem Elsass beim vollen Hineinwachsen in das grossdeutsche Leben und Wirken beratend und fördernd zur Seite zu stehen, und das Recht, die Volksgenossen im Elsass zu diesem raschen Zusammenwachsen mit Reich und Nation immer wieder zu mahnen, damit auf diese Weise endlich auch am Oberrhein die einst durch fremde Schuld zerstörte Einheit und Harmonie von Volkstum und Staat wieder voll erstehe.

K. Brill.

»Wir grüssen den Helden«

Karl Roos, der Kämpfer für Heimat und Volkstum

Als in den Jahren 1921/1922 der Kampf des Elsass um seine Heimat- und Volksrechte begann, trat ein Mann auf den Plan, der zu den charakteristischsten Vertretern des deutschen Elsassertums gehörte und der sich bis in den Tod für das Ziel einsetzte: die Anerkennung der völkischen Minderheit in Elsass-Lothringen und die Verständigung mit Frankreich.

Karl Roos.

Am 7. September 1878 in Surburg, Kreis Weissenburg, geboren, besuchte er zunächst die Volksschule in Nordhausen bei Erstein, wohin sein Vater als Lehrer versetzt wurde. Dann setzte er seine Studien am Gymnasium in Schlettstadt und bis zum Abitur am Gymnasium in Strassburg fort. Den Dokortitel erwarb er sich mit einer Arbeit über »Fremdwörter in den elsässischen Mundarten«, die zum Besten gehört, was auf diesem Gebiet geschrieben wurde. Später beteiligte er sich als Mitarbeiter an verschiedenen Werken der Dialektforschung und trat durch seine wertvollen sprachkundlichen Beiträge im Jahrbuch des Vogesenklubs hervor. Nachdem er noch ein Jahr in der Strassburger St. Johannes-Schule und kurze Zeit auch in Mülhausen auf Probe angestellt worden war, diente er als Einjährig-Freiwilliger im Unterelsässischen Infanterieregiment 138. Nach der militärischen Dienstzeit begann seine pädagogische Laufbahn zuerst in Barr und Markkirch, dann als Oberlehrer am Gymnasium in Bochum und 1908 am Kaiserin-Augusta-Viktoria-Realgymnasium in Köln. Im Weltkrieg, den er zuerst als Vizefeldwebel, dann als Leutnant und Kompanieführer mitmachte, erwarb er sich das Eisener Kreuz zweiter Klasse.

Dann kam der Waffenstillstand und die Lostrennung Elsass-Lothringens von Deutschland. Nachdem Dr. Roos einige Zeit von der französischen Behörde als Lehrer in das besetzte Saargebiet berufen wurde, wo er sich besonders in den häufigen Streitfragen zwischen der deutschen und französischen Schulbehörde einsetzte und vermittelte, reichte er 1926 infolge der immerwährenden Kritiken, Verdächtigungen und Verfolgungen der

französischen Behörden seine Demission ein und kehrte in das Elsass zurück.

Nun suchte er seine Verbindungen mit den heimatrechtlichgesinnten Elsässern zu erweitern, wurde nach der Gründung des »Heimatbundes« als Landessekretär an dessen Spitze gestellt und baute in zäher Arbeit diese Organisation weiter aus. Aber schon begannen die Verfolgungen der französischen Polizei, die in dieser Bewegung »Verrat« und »Verbrechen« gegen die Staatseinheit sah. In diese Zeit fällt die Gründung der Partei der elsässischen Autonomisten, die alsbald einen aussergewöhnlichen Erfolg aufzuweisen hatte, was die Wut der Gegner auf das höchste aufstachelte. Die Regierung ging nun zur Offensive über, die autonomistische Presse wurde verboten, Gewaltmassnahmen aller Art wurden von der Polizei und den patriotischen Verbänden gegen die Partei eingesetzt. 1927, ausgerechnet am Vorabend des Weihnachtsfestes, wurden in über 150 Wohnungen heimatrechtlichgesinnter Elsässer Haussuchungen vorgenommen und bald darauf die führenden Männer verhaftet. Die Anklage gegen sie lautete: Komplott gegen die Sicherheit des Staates. Am 1. Mai 1928 wurden verurteilt: Dr. Ricklin, Rosse, Fasshauer und Schall zu einem Jahr Gefängnis, 5 Jahren Aufenthaltsverbot und dauerndem Verlust der Bürgerrechte. Bald darauf wurden in einem zweiten Prozess im Abwesenheitsverfahren verurteilt: Dr. Ernst, der Herausgeber der in Baden erschienenen Zeitschrift »Heimatstimmen«, zu 20 Jahren, Pfarrer Hirtzel und Roos zu 15 Jahren Zuchthaus. Dr. Ernst war der Führer der vertriebenen Elsass-Lothringer im Reich, Pfarrer Hirtzel hatte das Land verlassen, um sich jenseits der Grenze für die Verurteilten einzusetzen. Auch Dr. Roos hatte auf Drängen seiner Freunde die Heimat verlassen, erklärte jedoch ausdrücklich: »Wenn ihr mich braucht, bin ich bereit, zu jeder Zeit zurückzukommen.« Er veröffentlichte darauf eine Schrift: »Politik und Gewaltpolitik im Elsass«, in der er das wahre Gesicht des Elsass hervorhob.

Als im April 1929 die Kammerwahlen stattfanden, wurden als Protest der elsäs-



Dr. Karl Roos

sischen Bevölkerung die im Gefängnis sitzenden Angeklagten Rosse und Dr. Ricklin zu Abgeordneten gewählt. Nun wurden im ganzen Lande Protestversammlungen und Kundgebungen zugunsten der Verurteilten abgehalten. Unter dem immer stärker werdenden Druck mussten diese begnadigt werden. Der Verlust der bürgerlichen Rechte aber blieb bestehen mit der Absicht, den begnadigten Abgeordneten die Ausübung ihrer Mandate zu unterbinden.

Nun beschloss Dr. Roos, wieder ins Elsass zurückzukehren, um den Kampf weiterzuführen. Er stellte sich in einer denkwürdigen Sitzung im Sänglerhaus in Strassburg der Polizei vor, und begab sich am anderen Tage zum Polizeikommissar, der ihn verhaftete. Am 10. Juni wurde er dann in Besançon, wo der Prozess gegen Recht und Gesetz stattfand, und in dem der Angeklagte erklärte: »Ich will keine Gnade, ich verlange nur mein Recht«, freigesprochen.

Der Kampf ging weiter. Dr. Roos, der seit 1939 dem Strassburger Gemeinderat angehörte, wurde jetzt in den Unterelsäs-

sischen Bezirkstag gewählt, wo er sich besonders für die Sprachenfrage im Elsass einsetzte. Er war Mitarbeiter des Organes der Heimattreuen »Elsass-Lothringer Zeitung« (Elz) und kämpfte rastlos in den Wahlkämpfen als Parteivorsitzender.

Karl Roos gründete 1937 den Volksbildungsverein, der die vorbehaltlose Anerkennung der natürlichen Rechte der elsässischen Gesamtheit forderte. Diese weit über den Rahmen eines Vereins hinausgehende Organisation fand einen überraschenden Erfolg, und die Vortragsabende, in denen Roos und seine Freunde zu Worte kamen, wurden sehr stark besucht. In seinem letzten Vortrag, kurz vor seiner Verhaftung, prägte er den Satz: »Man soll uns nicht immer für den Hans im Schnokeloch ansehen, der nicht weiss, was er will. Wir wissen sehr wohl, was wir wollen.«

Am 4. Februar 1939 wurde Dr. Roos abermals verhaftet und unter der Anklage der Spionage in das Militärgefängnis von Nancy gebracht. Da man keine Beweise für seine Schuld hatte, mussten solche konstruiert werden. Dafür wurde ein früherer Parteigenosse von Dr. Roos gewonnen, der Eisenbahner Marco, der von Roos jahrelang unterstützt und gefördert wurde, trotzdem man Roos von allen Seiten vor ihm warnte.

Bei Ausbruch des Krieges wurden sodann die Abgeordneten Murer, Rosse und Stürmel, die Stadträte Hauss, Schlegel und Schall, weiter Antoni, Bickler, Lang, Bieber, Nussbaum, Dr. Brauner, Dr. Oster, Dr. Lefttz, Keppi, Kamill Meyer und Frau Wörner, die Sekretärin von Roos, in das Gefängnis gesteckt.

Am 23. Oktober 1939 begann der Prozess gegen Roos, diesmal aber hinter verschlossenen Türen, in dem die Aussagen Marcos als Hauptbelastung betrachtet wurden, nach denen Dr. Roos als der Führer einer grossen Spionagebande hingestellt wurde. Roos bestritt sehr energisch jede Spionagetätigkeit, wurde aber trotz aller Gegenbeweise am 26. Oktober zum Tode verurteilt. Er hörte dem Urteil gefasst und gelassen zu. Auch Marco wurde zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt, es wurde ihm aber in Aussicht gestellt, dass er begnadigt würde, wenn er gegen die verhafteten Freunde von Dr. Roos belastende Aussagen machen würde. Was Marco auch gefliessenlich tat.

Am 7. Februar 1940 wurde Karl Roos in Champigneulles auf dem Schiessstand »La petite Malpierre« erschossen. Seine

letzten Worte waren: »Ich sterbe getreu meinem Glauben, meiner Heimat und meinen Freunden.«

Als die Agentur Havas in einer Meldung vom 8. Februar die Meldung durch die französischen Zeitungen verbreiten liess, dass Roos »nicht nur wegen seiner persönlichen Spionagetätigkeit, sondern als Führer einer Spionageorganisation verurteilt wurde, und dass Roos gestanden haben solle, Beziehungen zu deutschen Spionageagenten unterhalten zu haben«, antwortete die deutsche Regierung in einer amtlichen Mitteilung:

»Der Elsässer Roos hat zu keiner Zeit mit irgendwelchen deutschen Stellen in Verbindung gestanden. Die Behauptung, dass er deutsche Beauftragte mit irgendwelchen Informationen über französische Sicherheitsmassnahmen und sonstige militärische Fragen versorgt habe, ist daher rein erfunden und erlogen.

Die französische Regierung wird sich um eine andere Begründung für den Mord an diesem seit langem als Autonomist bekannten Elsässerführer umsehen müssen,

der ihr wohl wegen der Kritik an den unerhörten Zuständen innerhalb der aus der Heimat vertriebenen Elsässer im innern Frankreichs lästig geworden war.«

Im Elsass wurde Dr. Roos vom Grossteil der Bevölkerung nie für einen Spion gehalten, seine Hinrichtung erregte daher grösstes Aufsehen und Erbitterung.

Am 9. November 1940, an dem auch in dem zu Deutschland heimgekehrten Elsass der Blutzug des Reiches gedacht wurde, wurde auch am schlichten, einsamen Grab in Champigneulles ein Kranz mit der Hakenkreuzschleife niedergelegt, und der Chef der Zivilverwaltung, Gauleiter und Reichsstatthalter Robert Wagner, sprach folgende Worte, womit er wohl vielen aus dem Herzen gesprochen haben dürfte:

»Wir begrüssen das Unsterbliche an Karl Roos. Wir grüssen den Helden.«

Am 6. Juni wurden die sterblichen Reste in feierlicher Weise nach der geliebten Heimat überführt und vorläufig auf der Hünenburg bestattet.

Fritz Gattig.

„Einst muss kommen die Zeit...“

Worte von Karl Roos, die sich heute erfüllen

In seiner Doktorarbeit »Die Fremdwörter in den elsässischen Mundarten« schrieb Karl Roos im Jahre 1903:

»Das geistige Leben dieses deutschen Landes hat unermesslichen Schaden gelitten durch seine Einfügung in ein fremdes Staatswesen und die dadurch angebahnte Loslösung aus dem Zusammenhang mit dem deutschen Kulturleben, auf dessen Grundlage sich alles, was wir in Mittelalter und Neuzeit Bewundernswertes im Elsass finden, gebildet hatte. Dennoch war das deutsche Leben auch jetzt noch nicht erloschen. Im grossen und ganzen hatte sich wenigstens die deutsche Sprache im Elsass am Leben erhalten. Die alten Bande, die das Elsass mit dem grossen deutschen Vaterlande verknüpfen, die nationale Verwandtschaft, die Gemeinschaft der Sprache selbst, des Denkens und Empfindens, waren keineswegs völlig beseitigt...

Es liegt in der Natur der Sache, dass ein Fremdwort um so eher und um so

länger am Leben erhalten bleibt, je häufiger es im täglichen Umgang gebraucht wird, je näher es dem Gedanken und Anschauungskreise des Volkes liegt. Aber es lässt sich auch sehr leicht feststellen, dass von all den französischen und zum Teil auch von den übrigen Fremdwörtern, die den älteren Leuten bekannt sind oder früher geläufig waren, eine sehr grosse Anzahl den Jüngeren ganz unverständlich ist. Der Tag liegt wohl nicht mehr allzu fern, wo wir unter den neuen Einflüssen und Verhältnissen auch die letzten Elemente des alten Welschtums bis auf spärliche und unwesentliche Reste werden schwinden sehen. Treffend sagt Witte: Mag es vielleicht noch lange dauern, einst muss die Zeit kommen, in der die deutschen Ahnen des elsässischen Stammes in ihrer Heimat wieder zu Ehren kommen werden, dann werden die Elsässer ihrer grossen Väter, die sie so lange verleugnet haben, wieder würdig sein und an dem Kulturleben unserer deutschen Nation in freudiger und fruchtbringender Mitarbeit teilnehmen.«

Der Alemannen-Dichter Hebel

Ein Kunder der schönen Heimat am Oberrhein

Wer von uns kennt nicht den Namen des Alemannen-Dichters Johann Peter Hebel aus der vielleicht schon fernen Schul- und Jugendzeit! Ein alter Bekannter ist er sicher für die meisten unter uns, denn seine Geschichtlein vom »Kannitverstan«, vom »Husar in Neisse«, vom »geheilten Patienten« und sein Gedicht vom »Haber-Muess« haben uns schon als Kinder ergötzt. Es ist sonderbar: Hebels »Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes«, das den Namen des Verfassers volkstümlich gemacht, gehört dem Anfang des letzten Jahrhunderts an, ist aus einer anderen Zeit hervorgegangen, als der unseren, und trotzdem ist Hebels Werk jung und frisch geblieben. Seiner Poesie und seiner Prosa ist ein Anschauungsgeist zu eigen, der immer wieder fesselt, eine sprachschopferische Kraft, die man bewundert. Doch seine Frische und Volkstümlichkeit verdankt Hebel dem Verwachsensein mit der Volks- und Naturgemeinschaft, das ihn kennzeichnete in einer Zeit des Klassizismus, der Begeisterung für die Antike, für Italiens Kunst und Griechenlands Seele. Hebels Lebenskraft entstammt dem Boden seiner alemannischen Heimat, die er schildert mit packender Anschaulichkeit, deren Volk er wiedergibt mit all seinem Ernst und all seinem Humor.

Schlicht und einfach war Hebels Lebensgang. An einem Maientag 1760 kam er in Basel als Sohn anspruchsloser Eltern, die in Diensten des Majors Iselin standen, zur Welt. Vom Vater hatte Johann Peter die Liebe zur Poesie, von der Mutter das tiefe Gemüt. Die Erinnerung an Basel lebte in ihm weiter bis zu seinem Lebensabend, doch Hebels wahre Heimat war Hausen im Wiesental, seiner Mutter Dorf. Vater und Mutter starben früh; ein Vormund nahm den Jungen nach Karlsruhe, wo der nicht gerade verwöhnte Johann Peter das Gymnasium besuchte. In Erlangen studierte er protestantische Theologie. Lörrach wurde seine erste Stelle, die er später mit Karlsruhe vertauschte. Die Sehnsucht nach dem Wiesental und dem Feldberg, nach seinem Oberland diktierte ihm im Jahre 1801 seine schönsten Gedichte, deren Sammlung zwei Jahre später erschien. Vergil, der grosse romi-

sche Dichter, hat mit seiner das Landleben verherrlichenden »Georgica« einen tiefen Einfluss auf Hebel ausgeübt, und Voss ist mit seinem Epos »Luise« und sei-



Johann Peter Hebel

nem »Siebzigsten Geburtstag« für Hebel vorbildlich gewesen. Goethe besprach in der »Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung« Hebels Dichtungen in günstigen Sinn, und der Dichter Jean Paul feierte »die alemannische Drossel aus dem Schwarzwald«.

Volksschriftsteller wurde Hebel durch sein »Schatzkästlein«. Dieses war entstanden aus der Sammlung seiner Beiträge zum »Rheinländischen Hausfreund-Kalender« und fesselte durch den bunten Wechsel von Ernst und Humor sowie durch die anschauliche und volkstümliche Darstellung. Dem Dichter wurden Ernennungen zu den höchsten Aemtern zuteil; er stand an der Spitze der Landeskirche. Auf einer Inspektionsfahrt starb er in Schwetzingen am 22. September 1826. Familie hinterliess er nicht. Seine innige Neigung zu Gustave Fecht führte ihn nie zu einer öffentlichen Erklärung. Niemand

wusste warum. In Schwetzingen wurde Hebel bestattet, aber seine Landsleute im Oberland nannten eine Höhe bei Schopfheim ihm zu Ehren, und auf sein Denkmal in Karlsruhe meisselte man in der bodenständigen und anheimelnden Sprache der almeannischen Heimat sinnvolle und gemühtiefe Verse des Dichters.

Hebel besass in Strassburg zahlreiche Freunde, mit denen er in regem Briefwechsel stand und die er auch besuchte. Zu diesen gehörte die Familie Schneegans. Der Strassburger Verleger Cammerer übernahm im Jahre 1805 den Ver-

Wenig bekannt dürfte die Begebenheit sein, die sich an einen Besuch Hebels in Mülhausen knüpft: Der Dichter war hier einmal im »Roten Löwen«, dem späteren Central-Hotel, abgestiegen, in dem gerade ein Hochzeitsessen abgehalten wurde. Als die Gesellschaft von Hebels Anwesenheit erfuhr, lud sie ihn ein, an der Tafel Platz zu nehmen. Hebel nahm dankend an, trug mehrere seiner Gedichte vor und überreichte dem Hochzeitspaar als Andenken einen Band seiner Poesien.

Hebel hat in seinem »Schatzkästlein« einige Erzählungen auf elsässischen Bo-



Das Vaterhaus Johann Peter Hebels in Hausen im Wiesental

lag eines zweiten Teiles der Alemannischen Gedichte, und mit Ehrenfried Stöber verband Hebel literarische Freundschaft. In dessen »Alsatischen Taschenbuch« und »Alsa« liess Hebel mehrere Beiträge erscheinen; in Strassburg wurden auch die Holzschnitte für die ersten Jahrgänge seines »rheinländischen Hausfreundes« gefertigt. Hebels Freude an seinem Lebensabend war der kleine Oswald Haufe, das Kind eines seiner Strassburger Freunde, das er zu sich genommen hatte.

den verlegt, nach Wasselheim, vor das Metzgerort in Strassburg, in den Sundgau, nach Türkheim. Und wer kennt nicht seine ergreifende Geschichte von der »guten Mutter«, die ihren Sohn in der Armee sucht und als General wiederfindet! Wieviel Heimeliges hat der Dichter in seine Schilderung gelegt. »Zwei Stunden herwärts Kolmar aber, als schon die Sonne sich zu den Elsässer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Kamine in den Dörfern rauchten...«, ist das nicht das anschauliche Bild eines friedlichen

Abends in unserer Heimat? Goethe hat es tief empfunden, wie Hebel eng verbunden gewesen mit dem Land am Oberrhein, denn bei der Schilderung des elsässischen Sonntags im 11. Buch seiner »Dichtung und Wahrheit« musste er an den alemannischen Dichter denken: »...ich genoss an der Seite des lieben Mädchens (Friederike von Sesenheim) der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande, wie sie uns der unschätzbare Hebel vergegenwärtigt hat...«

Hebel war ein begnadeter Heimatdichter. Erdruch seines Ländchens atmen seine »Alemannischen Gedichte«. Echtes Volkstum, schlichter Ernst, gesunder Humor, eine warme Liebe zur Natur, die der Dichter vermenschlicht, das Sichverbundenfühlen mit des Volkes Denkart und Lebensweise, das tiefe Gemüt und das Bodenständige haben Hebel zum Sänger seiner schönen Heimat am Oberrheinknie gemacht. Er hat diese alemannische Heimat belebt, kindlich gefühlt, beseelt wiedergegeben. So eilt in seinem Gedicht über die Wiese diese, sein Heimatfluss, ein hold herangewachsenes Mägdlein des Markgräflerlandes, mit freudigem Sehnen in die Arme des Bräutigams Rhein. Keiner mehr bis auf Burte hat diese Landschaft so anschaulich und so innig gepriesen wie Johann Peter Hebel. Dem Erdbeeren suchenden Knaben begegnet ein Engel, in goldenen Haaren tritt ein Erdweiblein dem Staunenden entgegen, und der Bauer plaudert mit dem Dengelegeist wie mit

einem Freund. Die Käferlein aber fliegen von Blumenwirtschhaus zu Blumenwirtschhaus, geradeso wie die Wiesentäler Bauern bald hier, bald dort einen guten Schoppen »Markgräfler« trinken.

Eine Welt innigen Volkslebens hat uns so Hebel erschlossen, gemütvoll und immer versöhnend, verschönt und verklärt durch das Heimweh, das still in des Dichters Seele brannte. Unauslöschlich blieben ihm Hausen, das liebliche Dörfchen im Wiesental, und das Volk, das eng verwachsen mit der Heimatscholle lebte. »Ich muss ins Oberland reisen, ich muss aus der Wiese trinken und die Geister im Röteler Schloss besuchen«, schrieb er einmal an einen Strassburger Freund, und wenn er in Karlsruhe einen Landsmann traf, hätte er ihn am liebsten umarmt. Und als er durch seine Werke berühmt geworden, war er, der aufrechte Sohn seiner Heimat, vor allem stolz, dass es ihm gelungen, »die alemannische Sprache klassisch zu machen und ihr eine solche Celebrität zu erringen«.

Hebel hat der alemannischen Sprache die Tore weit geöffnet und diese in die Literatur eingeführt. Er hat damit zur selben Zeit, als Arnold seinen »Pfungstmontag«, das erste elsässische Bühnenstück schuf, auch der elsässischen Mundart die Wege gewiesen zu literarischer Entfaltung in Poesie und Prosa und in enger Verbindung mit Heimat und Volk am schönen Oberrhein.

Paul STINTZI.

Auf den Tod eines Zechers

D So hen sie mer e Ma vergrabe,
's isch schad für sini besundre Gab,
Gang, wo de witt, such no so ein,
Sell isch verbei, de findsch mer kein.

Er isch e Himmelslehrte gsi.
In alli Dörfre her un hi
Se het er gluegt vo Hus zue Hus:
»Hangt nienen echt e Sternen us?«

Er isch e freche Ritter gsi.
In alle Dörfre her un hi
Se het er gfroggt enanderno:
»Sin Leuen oder Bäre do?«

E guete Christ, sel isch er gsi
In alle Dörfre her un hi
Se het er untertags un z'Nacht
»Zum Chrütz« si stille Buesgang gmacht.

Si Namen isch in Stadt und Land
By grosse Herre wohl bikannt.
Si allerliebste Kumpanie
Sind alliwil »d'drei König« gsi.

Jez schloft er und weiss nüt dervo;
Es chunnt e Zit, goht's alle so.

J. P. Hebel.

Der Wegweiser

Ein Gedicht von Johann Peter Hebel

Weisch, wo der Weg zuem Mehlfass isch,
Zuem volle Fass? Im Morgerot
Mit Pflueg und Charst durs Weizefeld
Bis Stern und Stern am Himmel stoht.

Me hackt so lang der Tag eim hilft,
Me luegt nit um und blibt nit stoh,
Druf goht der Weg durs Schüretenn
Der Chuchi zue, do hemmers jo !

Weisch, wo der Weg zuem Gulden isch?
Er goht de rote Chrützere no,
Und wer nit uff e Chrützere luegt,
Der wird zuem Gulden schwerli cho.

Wo isch der Weg zur Suntigfreud?
Gang ohni Gfohr im Werchtig no
Dur d'Werkstatt und durs Ackerfeld !
Der Suntig wird scho selber cho.

Am Samstig isch er nümme wit.
Was deckt er echt im Chörbli zue?
Denkwohl e Pfündli Fleisch ins Gmües,
's cha sy, ne Schöppli Wi derzue.

Weisch, wo der Weg in d' Armuet isch?
Lueg numme, wo Tafere sin,
Gang nit vorbei, 's isch guete Wi,
's sin nagelneui Charte drinn.

Im letzte Wirtshus hangt e Sack,
Und wenn de furt gosch, henk en a !
»Du alte Lump, wie stoht der nit
Der Bettelsack so zierlig a !«

Es isch e hölze Gschirli drin,
Gib Achtig druf, verlier mers nit,
Und wenn de zueme Wasser chunnsch
Und trinke magsch, se schöpf dermit.

Wo isch der Weg zu Fried und Ehr,
Der Weg zum guten Alter echt?
Grad fürsü goht's in Mässigkeit
Mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

Und wenn den amme Chrützweg stohsch,
Und nümme weisch, wos ane goht,
Halt still, und frog die Gwisse z'erscht,
's cha dütsch, gottlob, und folg sim Rot.

Wo mag der Weg zum Chilchhof sy?
Was frogsch no lang? Gang wo de witt !
Zuem stille Grab im chüele Grund
Führt jede Weg und 's fehlt si nit.

Doch wandle du in Gottisfurcht !
I rot der, was i rote cha.
Sel Plätzli hat es gheimi Tür,
Und 's sinn no Sachen ehne dra.